



Jenny Erpenbeck
Heimsuchung
Eichborn Verlag
Frankfurt am Main 2008
ISBN 978-3-8218-5773-2

Textauszug
S. 79 - 92

DAS MÄDCHEN

Jetzt weiß niemand mehr, daß sie da ist. Rings um sie ist alles schwarz, und der Kern dieser schwarzen Kammer ist sie. Daß es nicht einmal einen kleinen Spalt gibt, durch den Licht einfällt, soll ihr das Leben retten, aber es macht auch, daß sie sich in nichts mehr von der Dunkelheit unterscheidet. Sie würde gern irgendeinen Beweis dafür haben, daß sie da ist, aber es gibt keinen Beweis. Sie Doris Tochter von Ernst und Elisabeth zwölf Jahre alt geboren in Guben. Wem gehören jetzt noch, in solcher Dunkelheit, diese Worte? Während sie auf der kleinen Kiste sitzt, und ihre Knie an die gegenüberliegende Wand stoßen, und sie ihre Beine manchmal nach rechts, manchmal nach links schräg stellt, damit sie nicht einschlafen, vergeht Zeit.

Wahrscheinlich vergeht Zeit. Zeit, die sie wahrscheinlich immer weiter und weiter entfernt von dem Mädchen, das sie vielleicht einmal war: Doris Tochter von Ernst und Elisabeth zwölf Jahre alt geboren in Guben. Es ist niemand mehr da, der ihr sagen könnte, ob diese Worte herrenlos sind und sich nur zufällig in diese Kammer, in diesen Kopf verirrt haben, oder ob sie wirklich zu ihr gehören. Zeit hat sich zwischen sie und ihre Eltern, zwischen sie und alle übrigen Menschen geschoben, Zeit hat sie mit sich fortgerissen und in diese dunkle Kammer gesperrt. Farblos ist nur noch das, woran sie sich erinnert, mitten in dieser Dunkelheit, die sie umgibt, deren Kern sie ist, farbige Erinnerungen hat sie in ihrem vom Licht vergessenen Kopf, Erinnerungen von jemand, der sie einmal war. Wahrscheinlich war. Wer war sie? Wessen Kopf war ihr Kopf? Wem gehörten jetzt ihre Erinnerungen? Lief die schwarze Zeit immer weiter, auch wenn der Mensch nur noch saß, lief die Zeit immer weiter und riß selbst ein versteinertes Kind noch mit sich fort?

Gurkenberg und Schwarzes Horn, Keperling, Hoffte, Nackliger und Bulzenberg. Und Mindachs Berg. Als der Onkel sie damals auf den Buckel der Kiefer hinaufhob, war ihr, als könne sie von so hoch oben tatsächlich all die unterseeischen Berge im Wasser erkennen, deren Namen ihr der Gärtner gesagt, und die sie sich bis heute gemerkt hat. Auf der höchsten Erhebung stand der Kirchturm der versunkenen Stadt, seine Spitze ragte hoch auf, stieß mit dem Wetterhahn beinahe bis hinauf in die Wellen. Und unten am Grund, wo das Wasser ganz ruhig war, auf den Straßen und Plätzen der Stadt, konnte sie, wenn sie die Augen zusammenkniff, sogar die Menschen erkennen, sie

gingen umher, saßen oder standen irgendwo angelehnt, durch die glitzernde Oberfläche des Sees hindurch sah sie das stumme Gedränge all der gemeinsam mit ihrer Stadt versunkenen Bewohner, die sich, ohne atmen zu müssen, ganz natürlich im Wasser bewegten, im ewigen Leben nicht anders gingen, saßen oder standen als zuvor auf der Erde. Auf der Kiefer hatte sie gehockt, sich an ihrem schuppigen Stamm festgehalten, und von dort aus gesehen, wie die Fische im versunkenen Himmel über der Stadt umherschwammen. Nachdem der Onkel sie wieder heruntergehoben hatte, waren ihre Hände ganz klebrig gewesen vom Harz, ihr Onkel hatte Sand genommen und das Harz damit abgerieben.

Während das Mädchen in seiner schwarzen Kammer sitzt und von Zeit zu Zeit versucht, sich aufzurichten, dabei aber mit dem Kopf gegen die Decke des Verstecks stößt, während es die Augen weit aufmacht und dennoch nicht einmal die Wände seiner Kammer sehen kann, während die Dunkelheit so groß ist, daß das Mädchen nicht einmal erkennen kann, wo sie aufhört, erscheinen in seinem Kopf Erinnerungen an Tage, an denen das ganze Blickfeld mit Farben ausgefüllt war bis an die Ränder. Wolken, Himmel und Blätter, Blätter von Eichen, Blätter der Weide, die wie Haare herunterhängen, schwarze Erde zwischen den Zehen, trockene Kiefernnadeln und Gras, Kienzapfen, schuppige Rinde, Wolken, Himmel und Blätter, Sand, Erde, Wasser und Bretter des Stegs, Wolken, Himmel und gleißendes Wasser, in dem die Sonne sich spiegelt, schattiges Wasser unter dem Steg, durch die Ritzen kann sie es sehen, wenn sie sich mit dem Bauch auf die warmen Bretter legt, um nach dem Baden zu trocknen. Nachdem der Onkel schon fort war, hatte der Großvater sie noch zwei Sommer lang zum Segeln mitgenommen. Sicher steht die Jolle des Großvaters noch immer in der Werft des Dorfes. Seit vier Jahren im Winterquartier. Jetzt, ohne zu wissen, ob draußen Tag ist oder Nacht, greift das Mädchen nach der Hand, die der Großvater ausstreckt, steigt vom Steg auf den Bootsrand hinüber, sieht, wie der Großvater den Knoten, mit dem das Boot am Steg festgemacht ist, löst und das Seil ins Boot wirft.

Sämtliche Fenster des Hauses in der Nowolipiestraße, wo das Mädchen sich versteckt hält, stehen noch immer weit offen, bis vor wenigen Tagen waren alle Zimmer mit

Menschen gefüllt, die atmen wollten, aber jetzt ist alles vollkommen still. Die Menschen aus den Zimmern sind fort, und auch unten auf der Straße geht niemand mehr, zieht niemand mehr einen Karren, niemand redet mehr, schreit oder weint, nicht einmal der Wind ist mehr zu hören, kein Fenster schlägt zu, keine Tür. Während das Mädchen in seiner schwarzen Kammer sitzt und seine Knie manchmal nach rechts dreht, manchmal nach links, während jenseits der Kammer in der Wohnung alles still ist, und jenseits der Wohnung unten auf der Straße alles still ist, und jenseits dieser Straße auch in allen anderen Straßen des Viertels alles vollkommen still ist, hört das Mädchen alles, was es einmal gab: Das Rauschen von Blättern, das Plätschern von Wellen, das Hupen des Dampfers, das Eintauchen von Rudern ins Wasser, das Klopfen der Handwerker von nebenan, das Knattern eines Segels. Von C-Dur entfernt man sich über G-Dur, D-Dur, A-Dur, E-Dur, H-Dur bis hin zu Fis-Dur Kreuz für Kreuz immer weiter. Aber von Fis wieder hin zu C ist es nur ein ganz kleiner Schritt. Vom Spielen auf allen schwarzen bis hin zum Spielen auf allen weißen Tasten ist es der aller kürzeste Weg, unmittelbar bevor man wieder die kinderleichte Tonart C-Dur erreicht, wimmelt es nur so von Kreuzen. So hat es ihr, bevor er nach Südafrika fuhr, Onkel Ludwig erklärt, und genauso stößt Doris jetzt, in dieser vollkommenen Stille und Leere, mit der Erinnerung an die Zeit an, in der alles da war.

Jetzt ist es nur noch ein kleiner Übergang, der ihr bevorsteht. Entweder verhungert sie hier in ihrem Versteck, oder sie wird gefunden und abtransportiert. Niemand von denen, die wußten, wer sie war, weiß mehr, daß sie da ist. Das macht den Übergang so gering. Schritt für Schritt ist sie bis hierher gelangt, bis beinahe zum Ende, das heißt, der Weg muß auch einen Anfang gehabt haben, und an diesem Anfang muß sie um ein genauso Geringes vom Leben entfernt gewesen sein, wie sie es jetzt vom Tod ist. Der Anfang muß beinahe noch genauso ausgesehen haben wie das Leben, muß irgendwo mittendrin gewesen sein und noch unerkennbar als erster Teil dieses Weges, von dem sie erst jetzt weiß, wohin er führt. Wenn die Weide schon groß ist und mit ihren Haaren die Fische kitzelt, wirst du immer noch hier zu Besuch sein, bei deinen Cousins oder Cousinen, und dich daran erinnern, daß du geholfen hast, sie zu pflanzen. War damals das Leben noch heil? Wenn sie an Onkel Ludwig denkt, sieht sie ihn immer mit dem Spaten in der Hand am Ufer des Sees. Wenn sie an seine Verlobte Anna denkt, fällt ihr ein, wie die immer zu ihr sagte: Mach dich leicht!,

bevor sie sie aufhub. Als könne das Mädchen allein durchs Denken sein Gewicht verringern. Als der Großvater mit einem Blick auf die Handtücher aus seiner eigenen Produktion das Badehaus abschloß, den Schlüssel für den Nachfolger aber im Schloß stecken ließ, hatte sie an seine Jolle gedacht, die in diesem Sommer zum ersten Mal auf dem Trockenen bleiben würde. Im Herbst gaben die Eltern sie nach Berlin zu einer Tante, damit sie den Hänseleien ihrer Schulkameradinnen über ihr jüdisches Blut nicht länger ausgesetzt wäre. Zwei Jahre lang Sonntag für Sonntag, immer nach dem Gottesdienst in der Kirche am Hohenzollernplatz, hatte sie sich bei dieser Tante ans Küchenfenster gesetzt und einen Brief an die Eltern geschrieben, von Montag bis Sonnabend jedoch nicht geschrieben, um Umschläge und Porto zu sparen. Zum letzten gemeinsamen Essen mit den Großeltern, die von der Levetzowstraße in Berlin-Moabit abtransportiert wurden, hatte die Tante Paprikaschoten gekocht. Zu Sylvester schenkte ihr eine Freundin ein Schälchen mit Watte und Linsen. Wenn man die Watte feucht hielt, wuchs aus den Linsen ein kleiner Wald. Bei der Wollsammlung im Januar zögerte sie, neben den Mützen und dem großen Schal auch den kleinen Schal abzugeben, den konnte sie wie einen Turban binden, dann blieben zumindest die Ohren warm, aber wenn jemand das sah? Als die Ausreise nach Brasilien sich weiter verzögerte, ging sie bei zwölf Grad Minus mit Halbschuhen zur Schule statt mit Stiefeln, sicherheitshalber, um sich für Polen abzuhärten, denn dort war es bestimmt noch kälter als in Berlin. Den letzten Brief des Vaters sollte das Mädchen, so schrieb die Mutter, verbrennen, wegen der Ansteckungsgefahr. Das Gesetz, das dem Mädchen zur Beerdigung des Vaters die Fahrt nach Hause per Bahn gestattet hätte, kam nicht rechtzeitig heraus. Der See, an dem das Grundstück lag, das einmal ihrem Onkel gehört hatte, und auf dem sie nach der Abreise des Onkels noch zwei Sommer mit den Großeltern verbracht hatte, lag genau auf halber Strecke zwischen Berlin und Guben. War sie, Doris Tochter von Ernst und Elisabeth zwölf Jahre alt geboren in Guben, an dieser Stelle des Weges schon zur Hälfte von ihrem Leben entfernt, oder mehr, oder weniger?

Jetzt muß sie pinkeln, aber sie darf nicht aus der Kammer hinausgehen, das hat die Mutter, bevor sie zur Arbeit ging, zu ihr gesagt. Die Mutter wird nun nicht mehr kommen, denn inzwischen sind alle Bewohner der Wohnung fort, alle Bewohner des Hauses in der Nowolipiestraße, und alle Bewohner des Viertels, in dem das Haus

steht. Inzwischen ist das Viertel wahrscheinlich abgesperrt, denn es ist schon sehr lange vollkommen still. Aber solange dieser Satz gilt, heißt sie noch Doris, solange gibt es sie noch: Doris Tochter von Ernst und Elisabeth zwölf Jahre alt geboren in Guben. Sie steht also auf, stößt mit dem Kopf gegen die Decke ihres Verstecks und versucht, so zu pinkeln, daß das Brett, auf dem sie sitzt, nicht naß wird.

Sienna, Panska und Twarda. Krochmalna, Chlodna, Grzybowska. Ogradowa, Lezno und Nowolipie, in der sich das Mädchen versteckt hält, dann Karmelicka, Gesia, Zamenhofa und Mila. Wenn man mit zwölf Jahren stirbt, erreicht man dann auch das Alter schon früher? Immer weniger war alles geworden, immer mehr Gepäck hatten sie zurücklassen müssen, oder es war ihnen abgenommen worden, als seien sie jetzt schon zu schwach, all das zu tragen, was zum Leben gehört, als wollte irgend jemand sie durch die Erleichterung ins Alter hineinzwängen. Zwei Wolldecken, keine Daunen, Proviant für fünf Tage, Armbanduhr, Handtasche, keine Dokumente. So hatte ihre Mutter, sie führend, das Ghetto betreten, und auch der Teil der Stadt, den sie betraten, war schon um vieles erleichtert. Bäume gab es dort nicht, schon gar keinen Park, aber auch keinen Fluß, keine Autos, keine elektrische Straßenbahn und nur noch so wenige Straßen, daß es nicht einmal ein Vaterunser lang dauerte, ihre Namen herunterzubeten. Was jetzt noch Welt war, konnte sogar ein Kind leicht zu Fuß erreichen. Und immer noch mehr geschrumpft war diese Welt, je näher das Ende kam. Zuerst war das kleine Ghetto geleert und aufgelöst worden, jetzt war der südliche Teil des großen dran, und bestimmt bald auch der Rest. Sei nicht so wild, hatte der Vater immer zu ihr gesagt, wenn sie quer über das Parkett durchs Zimmer schlitterte, hier nun war sie ein wildes Kind, aber wild hieß hier: nicht zu gehen statt einer andern, den Kopf nicht zum Zählen hinzuhalten, sich totzustellen, statt sich zum Sterben zu melden, überleben zu wollen, ohne zu trinken, zu essen. Niemals in ihrem Leben ist sie wilder gewesen, als in dieser winzigen Kammer, in der sie nicht spricht, nicht singt, nicht aufstehen kann und, wenn sie sitzt, mit den Knien gegen die Wand stößt. Sie, Doris Tochter von Ernst und Elisabeth zwölf Jahre alt geboren in Guben, ein wildes Kind, eine taube und blinde Alte, die ihre Glieder kaum mehr zu bewegen vermag.

In Brasilien, hatte der Vater gesagt, wirst du einen Sonnenhut brauchen. Gibt es in Brasilien auch Seen? Aber ja. Gibt es in Brasilien auch Bäume? Doppelt so große wie hier. Und unser Klavier? Das paßt nicht mehr rein, hatte der Vater gesagt und die Tür des Containers, in dem ihr Schreibpult stand, und mehrere Koffer mit Wäsche und Anzihsachen, und ihr Bett mit den Matratzen und all ihre Bücher, zugemacht und verschlossen. Auf dem Hof irgendeiner Gubener Spedition stand sicher immer noch dieser Container, aber das alles war schon so lange her, daß ihr Bett, käme sie jetzt in Brasilien an, viel zu kurz für sie wäre, und die Hemden und Strümpfe und Röcke und Blusen um mehrere Nummern zu klein. Die Gubener Wohnung war mit dem Packen des Containers für den Umzug nach Brasilien aufgelöst worden, danach wurde das Mädchen nach Berlin geschickt, und die Adresse seiner Eltern, an die es seine Sonntagsbriefe schickte, wechselte von einer schäbigen Gegend Gubens mehrmals in eine immer noch schäbigere. Aber solange es die Hoffnung auf Ausreise gab, fiel es für sie und ihre Eltern nicht ins Gewicht, daß sie selbst sich mit dem Packen für die Reise nach Brasilien den Teppich unter den Erinnerungen hatten wegziehen müssen. Als ihr Vater die Einberufung zur Zwangsarbeit beim Autobahnbau erhielt, stand der tropensichere Kühlschrank noch immer im Container auf dem Hof der Spedition. Erst mit dem Tod des Vaters hatte sich erwiesen, daß die Verpackung ihres Gubener Alltags ins Dunkle in Wahrheit eine Vorwegnahme ihrer eigenen Verpackung und beides zusammengenommen etwas Endgültiges war.

Der einzige Ort, der seit damals sich ähnlich geblieben sein wird, und über den das Mädchen sogar von hier aus, von ihrer dunklen Kammer aus, noch immer sagen könnte, wie er zur Stunde aussieht, ist das Grundstück von Onkel Ludwig. Vielleicht erinnert sie sich deshalb genauer als an alles andre an die paar Wochenenden und die zwei Sommer, die sie dort verbracht hat. Auf Onkel Ludwigs Grundstück kann sie noch immer von Baum zu Baum gehen und sich hinter den Büschen verstecken, auf den See blicken kann sie und wissen, daß der See noch immer dort ist. Und so lange sie noch irgend etwas auf dieser Welt kennt, ist sie noch nicht in der Fremde.

Tatsächlich wurde schon Wochen zuvor, genau an dem Tag im Juni, an dem ihre Mutter zur Gesia gegangen war, um auf dem Schwarzmarkt die Armbanduhr zu

verkaufen, und sie selbst auf der Karmelickastraße bei einem Händler das Buch entdeckte, dessen Lektüre ihr die Mutter so lange verwehrt hatte, einen Roman mit dem Titel »Sankt Gunther oder Heimatlos«, wurde an genau diesem Tag, an dem sie, auf der Karmelicka stehend und im Gedränge nur schwer ihren Platz behauptend, in dem Buch blätterte und las und froh war, daß der Besitzer des fliegenden Standes nicht genug Kraft hatte, ihr das Lesen ohne Bezahlung zu verwehren, wurde an ebendiesem Tag ihr gesamter Gubener Hausrat in der umgekehrten Reihenfolge, in der ihr Vater und ihre Mutter ihn zwei Jahre zuvor für die Ausreise nach Brasilien in die Container gepackt hatten, von Herrn Carl Pflüger und dem ihm beigeordneten Kriminalkommissar Pauschel aus den Containern herausgenommen und für die Versteigerung hergerichtet. An eben dem Tag, an dem sie so lange auf der Karmelickastraße stand und las, weil sie kein Geld besaß, um das Buch zu kaufen, und, solange sie las, nicht an gefüllte Paprikaschoten denken mußte, oder an Eierkuchen mit Apfelmus oder auch nur an ein einfaches Brot mit Butter und Salz, genau an diesem Tag im Juni, etwa zwei Monate nach ihrer Ankunft in Warschau wurde, ohne daß sie es wußte, in Guben ihr Kinderbett, laufende Nummer 48, für Mk. 20,- an Frau Warnitschek aus der Neustädter Straße 17 versteigert, ihre Kakaokanne, laufende Nummer 119, an Herrn Schulz aus der Alten Poststraße 42, nur wenige Häuser neben dem Haus, in dem sie gewohnt hatten, und die Ziehharmonika ihres Vaters, laufende Nummer 133, für Mk. 36,- an Herrn Moosmann, Salzmarktstraße 6. Am Abend dieses Tages, an dem sie erst kurz vor der Sperrstunde in ihr Quartier zurückging, an diesem Abend eines der längsten Tage des Jahres 1942, an dem ein leichter, fröhlicher Wind die Zeitungen fortwehte, mit denen die Körper der Toten bedeckt waren, und Verwesungsgeruch aufstieg, an diesem hellen Abend, an dem sie, wie sie es sich hier angewöhnt hatte, in Schlangenlinien heimging, um nicht über die Leichen zu stolpern, am Abend dieses Tages, an dem sich wie an allen anderen Abenden das Weinen der elternlosen Kinder in den Hausfluren erhob, an diesem Montagabend, an dem ihre Mutter ihr die für die Armbanduhr eingetauschten Kartoffeln vorsetzte, sehr wahrscheinlich die letzten, die sie in ihrem Leben gegessen haben würde, an diesem Abend schon ruhten all die Bettlaken von Ernst, Elisabeth und Doris, je paarweise für Preise zwischen Mk. 8, Pf. 40 und Mk. 8, Pf. 70 ersteigert, laufende Nummern 177 bis 185, glattgestrichen in den Wäschränken der Familien Wittger, Schulz, Müller, Seiler, Langmann und Brühl, Klemker, Fröhlich und Wulf.

So dunkel, wie es hier ist, war es wahrscheinlich auch damals unter dem Boot, das kurz vor dem Ufer kenterte, als der Junge aus dem Dorf es zum Steg hinsegeln wollte. Bevor er ins Dorf zurückging, hatte das Mädchen ihn oben am Sandweg noch zu den Himbeersträuchern geführt. Später hatte der Junge ihr dafür gezeigt, wie man schwimmt. Ganz nahe beim Ufer, wo das Wasser so flach war, daß sie beim Schwimmen mit den Füßen über den Grund streifte, hatte sie zum ersten Mal das Gefühl gehabt, daß das Wasser sie trug. In diesem Sommer auch hatte die Nachbarin ihr gezeigt, wie man Krebse fängt. Aber gab es überhaupt Krebse, einen See, ein Boot, Himbeersträucher? War dieser Junge noch da, wenn sie ihn nicht sah? War außer ihr noch irgendwer auf der Welt? Jetzt wird ihr klar, was sie die ganze Zeit nicht bedacht hat: Wenn niemand mehr weiß, daß sie da ist, wenn sie nicht mehr da ist, wer weiß dann von der Welt?

Sie hat nicht bemerkt, daß der Boden des alten Hauses, in dem sie sich versteckt, nicht ganz eben ist, und weil es so dunkel ist, daß sie nichts sieht, kann sie auch nicht sehen, wie sich das Rinnsal unter der Tür ihres Verstecks hindurch nach draußen schlängelt, in die verlassene Küche einer verlassenen Wohnung in der verlassenen Nowolipiestraße in Warschau. Als das Werterfassungskommando unter Leitung eines deutschen Soldaten die Wohnung übernimmt, hat das Rinnsal auf dem Küchenfußboden einen kleinen See gebildet.

Zum letzten Mal muß sie jetzt die Zamenhofa entlang nordwärts gehen, die Sonne im Rücken. Neben ihr gehen andere, die sie nicht kennt, jetzt ist allen glücklichen Zufällen der Atem ausgegangen, jetzt gehen alle endlich für immer heim. In den leeren Straßen, die der Zug Block um Block kreuzt, liegen die zerschellten Tische und Betten derer, die diesen Weg schon vor ihnen gegangen sind, auf dem Pflaster im Schatten der Häuser. Dadurch, dass das Ghetto zu keinem Zeitpunkt besonders groß war, weiß das Mädchen ganz genau, was es hinter sich läßt. Die paar Straßen beim Namen zu nennen, dauert nicht einmal so lang wie ein Vaterunser.

Schmeling sei einmal, einen Baumstamm quer über die Schultern gelegt, zu Fuß den ganzen Weg von seinem Sommerhaus im benachbarten Kurort bis zur Badewiese im Dorf gegangen. So hat der seine Armmuskeln trainiert, hatte der Junge aus dem Dorf zu ihr gesagt. Sie hatte gesagt, das glaube sie nicht, und der Junge hatte gesagt, doch, er sei selbst dabeigewesen, als Schmeling eintraf. Auf der Badewiese habe Schmeling den Baumstamm abgeworfen, als sei der aus Papier, habe sich einmal gestreckt, sei dann ins Wasser gesprungen und so weit hinausgeschwommen, daß man ihn gar nicht mehr habe sehen können. Ein Dörfler habe gerufen: Menschenskind, unser Schmeling ersäuft! Er habe das damals geglaubt und den Dörfler inständig gebeten, hinterherzuschwimmen und den Boxer zu retten. Dabei sei das nur ein Scherz gewesen.

Von den hundertzwanzig Menschen im Waggon erstikken während der zweistündigen Fahrt ungefähr dreißig. Weil sie ein elternloses Kind ist, gilt sie, wie auch einige Alte, die nicht mehr gehen können, und ein paar, die während der Fahrt den Verstand verloren haben, als Hindernis für den reibungslosen Ablauf und wird deshalb gleich nach der Ankunft beiseite getrieben, an einem Kleiderhaufen vorüber, der so hoch ist wie ein Berg, Nackliger, muß sie denken und erinnert sich an ihr eigenes Lächeln, das sie damals gelächelt hat, als sie vom Gärtner den komischen Namen der Untiefe erfuhr. Zwei Minuten lang wölbt sich über ihr ein leicht bewölkter weißlicher Himmel, so wie am See immer kurz vor dem Regen, zwei Minuten lang atmet sie den Geruch nach Kiefern ein, den sie so gut kennt, nur die Kiefern selbst kann sie wegen des hohen Zauns nicht sehen. Ist sie tatsächlich nach Hause gekommen? Zwei Minuten lang spürt sie den Sand unter den Schuhen, auch ein paar kleine Feuersteine und Kiesel aus Quarz oder Granit, bevor sie die Schuhe für immer auszieht und sich auf das Brett stellt, um sich erschießen zu lassen.

Nichts Schöneres, als mit offenen Augen zu tauchen. Hinzutauchen bis zu den schimmernden Beinen von Mutter und Vater, die eben schwimmen waren und nun durch das flache Wasser zurück zum Ufer waten. Nichts Schöneres, als sie zu kitzeln und, durchs Wasser gedämpft, zu hören, wie sie kreischen, um ihrem Kind eine Freude zu machen.

Drei Jahre lang hat das Mädchen Klavierspielen gelernt, aber jetzt, während sein toter Körper in die Grube hinunterrutscht, wird das Wort Klavier von den Menschen zurückgenommen, jetzt wird der Rückwärtsüberschlag am Reck, den das Mädchen besser beherrschte als seine Schulkameradinnen, zurückgenommen und auch alle Bewegungen, die ein Schwimmender macht, das Greifen nach Krebsen wird zurückgenommen, ebenso wie die kleine Knotenkunde beim Segeln, all das wird ins Unerfundene zurückgenommen, und schließlich, ganz zuletzt, auch der Name des Mädchens selbst, bei dem niemals mehr jemand es rufen wird: Doris.